ISSN: 2632-4091 History *of* Classical Scholarship 24 November 2026
Issue 8 (2026): 303–327

Vom Neu-Humanismus zur Fachwissenschaft: Der mühsame Weg der Klassischen Philologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München im 19. Jahrhundert

— Martin Hose —

Abstract

Trotz guter Ausgangsbedingungen gelingt es der Klassischen Philologie an der Universität München erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts den Anschluss an die Spitzenforschung in der Philologie zu finden. Der Aufsatz versucht, die Geschichte der Disziplin an der LMU nachzuzeichnen und dabei die Gründe für diese Verzögerung herauszuarbeiten. Die wissenschaftliche Entwicklung des Seminars wurde durch eine Reihe von Faktoren verzögert: Zu lange war die durch Friedrich Thiersch verkörperte Bindung an den Neu-Humanismus wirksam; die Besetzungspolitik verfolgte insofern kein klares Profil, als sie weder den anfänglichen Schwerpunkt einer konsequenten Ausrichtung auf die Ausbildung von Lehrern weiterführte noch auf eine angemessene inhaltliche Breite in den beiden antiken Literaturen achtete; eine starke Vertretung des Lateinischen unterblieb in den ersten Jahrzehnten des Seminars.

Despite favorable starting conditions, Classical Philology at the University of Munich did not succeed in catching up with cutting-edge research in philology until the last third of the 19th century. This essay attempts to trace the history of the discipline at LMU in order to identify the reasons for this delay. The academic development of the seminar was held back by a number of factors: the allegiance to Neo-Humanism, embodied by Friedrich Thiersch, remained in effect for too long; the recruitment policy lacked a clear direction, in that it neither continued the initial focus on Latin and Greek teacher training nor ensured an appropriate breadth of coverage in the two ancient literatures; Latin was not strongly represented in the seminar's early decades.

Keywords

Neu-Humanismus, Friedrich Thiersch, Berufungspolitik im 19. Jh.

Im Februar 2026 hat die Ludwig-Maximilians-Universität ihre zweihundertjährige Präsenz am Standort München gefeiert. Ein solches Jubiläum bietet, wie nicht anders an traditionsreichen Universitäten zu erwarten, Anlass zum Rückblick auf die Geschichte der Universität und ihrer Disziplinen und Einrichtungen. Die Alma mater Monacensis

kann hierfür bereits auf zahlreiche Forschungsarbeiten verweisen, hierunter in jüngerer Zeit insbesondere auf eine ganze Schriftenreihe „Beiträge zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München“, für die der Historiker Hans-Michael Körner und das Universitätsarchiv verantwortlich zeichnen. In den Bänden dieser Schriftenreihe ist u.a. das Schicksal der Universität während der NS-Zeit eingehend behandelt worden. Hierbei fanden auch die Klassische Philologie[1] und ein besonderer Akteur: Richard Harder[2] Beachtung. Für das 19. Jahrhundert und insbesondere den Beginn des Philologischen Seminars in München (der bereits vor die Übersiedlung der Universität fällt) fehlen hingegen Darstellungen.[3] Dies ist mit Blick auf das Interesse, das andere Standorte gefunden haben — etwa Heidelberg, Göttingen, Bonn, Berlin, Halle oder Leipzig — auf den ersten Blick erstaunlich.[4] Auf

[1] Gerhard SCHOTT: Richard Harder: Klassischer Philologe, erster Interpret der Flugblätter der ‚Weißen Rose‘ und das ‚Institut für Indogermanische Geistesgeschichte‘; in: Elisabeth KRAUS (Hrsg.): Die Universität München im Dritten Reich. Aufsätze. Band 2, München 2008 (Beiträge zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München, Bd. 4), S. 413–500.

[2] Maximilian SCHREIBER: Altertumswissenschaften im Nationalsozialismus. Die Klassische Philologie an der Ludwig-Maximilians-Universität; in: Elisabeth KRAUS (Hrsg.): Die Universität München im Dritten Reich. Aufsätze. Bd. 1, München 2006 (Beiträge zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München, Band 1), S. 181–248.

[3] Dagegen hat die Geschichtswissenschaft — in markanten Figuren — durchaus Beachtung gefunden: Katharina WEIGAND (Hrsg.): Münchner Historiker zwischen Politik und Wissenschaft. 150 Jahre Historisches Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität, München 2010 (Beiträge zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München, Bd. 5). Speziell zur Alten Geschichte: Jakob SEIBERT (Hrsg.): 100 Jahre Alte Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Berlin 2002 (Münchner Universitätsschriften. Universitätsarchiv. Ludovica Maximilianea. Forschungen Bd. 19).

[4] Siehe etwa zu Heidelberg: Frank ENGEHAUSEN / Armin SCHLECHTER / Jürgen Paul SCHWIND (Hrsg.): Friedrich Creuzer (1771–1858). Philologie und Mythologie im Zeitalter der Romantik, Heidelberg 2008, zu Berlin: e.g. die Beiträge in: A. BAERTSCHI / C. KING (Hrsg.): Die modernen Väter der Antike, Berlin, Boston 2007; zu einzelnen Gelehrten: Wolfhart UNTE, Berliner Klassische Philologen im 19. Jahrhundert; in: DERS., Heroen und Epigonen. Gelehrtenbiographien der klassischen Altertumswissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert, St. Katharinen 2003, S. 1–96, zu Göttingen: Carl Joachim CLASSEN (Hrsg.): Die klassische Altertumswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen. Eine Ringvorlesung zu ihrer Geschichte (= Göttinger Universitätsschriften. Serie A: Schriften. Bd. 14), Göttingen 1989, zu Leipzig: Kurt SIER / Eva WÖCKENER-GADE (Hrsg.): Gottfried Hermann (1772–1848). Internationales Symposium in Leipzig, 11.–13. Oktober 2007; Tübingen 2010, zu Halle: Joachim EBERT / Hans-Dieter ZIMMERMANN (Hrsg.), „Innere und äußere Integration der Altertumswissenschaften“. Konferenz zur 200. Wiedergründung des Seminarium Philologicum Halense durch Friedrich August Wolf am 15. 10. 1787, Halle 1989, zu Bonn:

den zweiten Blick lässt sich eine weitere Irritation erfahren. Man kann ohne Übertreibung mit den gerade genannten Standorten prägende Gelehrte verbinden, die dem Fach (oder Doppelfach) spektakuläre, bleibende oder wenigstens nachhaltige Impulse gegeben haben, deren wissenschaftsgeschichtliche Aufarbeitung auch im 21. Jh. noch Ertrag verspricht: Friedrich August Wolf in Halle mit seiner bahnbrechenden Homer-Analyse, Karl Lachmann in Berlin mit der ‚Erfindung' der textkritischen Methode, Gottfried Hermann in Leipzig mit grundlegenden Editionen, Karl Otfried Müller in Göttingen mit seinen spektakulären historischen Entwürfen zur griechischen Frühgeschichte, Friedrich Creuzer in Heidelberg mit seiner ‚Mythologie', in Bonn gar zwei Konstellation von Drei- bzw. Doppelgestirnen: auf Welcker, Ritschl und Jahn folgten Usener und Bücheler, die die Verwissenschaftlichung der Philologie vorantrieben. Und München?

Im Jahr 1976 publizierte der damals bereits 87-jährige ‚große alte Mann' der deutschen Altphilologie, Rudolf Pfeiffer[5], 1913 in München promoviert, 1920 dort habilitiert und von 1929 bis 1937 (dann von den Nazis amtsenthoben) sowie von 1951 bis 1958 Ordinarius für Klassische Philologie an der LMU, den sein Lebenswerk beschließenden Band zur Geschichte der Klassischen Philologie, spezifiziert durch den Untertitel „Die Klassische Philologie von Petrarca bis Mommsen". Das Schlusskapitel dieses Buchs ist dem sog. deutschen Neohellenismus gewidmet. Von München fehlt jede Spur in diesem Schlusskapitel, man sucht im Register vergebens nach Namen, die sich mit dem München des 19. Jh. verbinden lassen (es fehlt damit auch der Name von Friedrich Thiersch).[6] Hieraus kann man — ohne Übertreibung — den Schluss herleiten, dass

Wolfgang SCHMID / Georg LUCK: Aus der Geschichte der Klassischen Philologie vor Usener und Bücheler; in: Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn. Philosophie und Altertumswissenschaften, Bonn 1968, S. 127–165, sowie Hans HERTER: Die Klassische Philologie seit Usener und Bücheler, ebenda S. 165–211; zu Jena: Meinolf VIELBERG (Hrsg.): Die Klassische Altertumswissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Eine Ringvorlesung zu ihrer Geschichte (= AwK 23), Stuttgart 2011.

[5] Zu Pfeiffer siehe den Nachruf von Winfried BÜHLER: Rudolf Pfeiffer; in: Gnomon 52 (1980), S. 402–409; Marion LAUSBERG (Hrsg.): Philologia perennis. Colloquium zu Ehren von Rudolf Pfeiffer, Augsburg 1996.

[6] Rudolf PFEIFFER: Die Klassische Philologie von Petrarca bis Mommsen, München 1978, zuerst engl. unter dem Titel „A History of Classical Scholarship from 1300–1850", Oxford 1976. Allerdings, dies sei festgestellt, hat Pfeiffer an anderem Ort die klassischen Philologen in der Bayerischen Akademie ausführlich gewürdigt: DERS.: Klassische Philologen; in: Geist und Gestalt. Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vornehmlich in Zweiten Jahrhundert ihres Bestehens. Erster Band. Geisteswissenschaften, München 1959, S. 113–139.

die Klassische Philologie in München über weite Strecken des 19. Jh. keine herausragende Bedeutung besessen hat, und dies ungeachtet der nicht ungünstigen Rahmenbedingungen: einer ‚Haupt- und Residenzstadt'-Universität mit einer — für die Philologie hochbedeutsam — glänzend ausgestatteten Hofbibliothek und eines staatlichen, d.h. königlichen Interesses am Altertum. Dieser Befund gibt meinem Beitrag die Frageperspektive, die im Folgenden zu entfalten ist, vor: Lässt sich ermitteln (oder wenigstens erschließen), warum es zu dieser, pointiert gesprochen, Zweitklassigkeit der Philologie in diesem Umfeld gekommen ist?

Eine Erklärung könnte eben dieser Rahmen liefern. Denn die Translokation der Universität von Landshut nach München, die Ludwig I. 1826 vornahm, war weniger Ausdruck einer königlichen Begeisterung für die Wissenschaft (immerhin sorgte Ludwig dafür, dass an die Münchner Hohe Schule protestantische Gelehrte wie der Philosoph Schelling, der Jurist Maurer oder der Naturforscher Oken sowie namhafte katholische Intellektuelle wie der Publizist Görres berufen wurden[7]) als vielmehr Teil eines Bemühens, die Pracht und Ausstrahlung der Hauptstadt des Königreichs zu steigern.[8] Dieses Bemühen führte dann auch dazu, dass die Universität 1840 ein repräsentatives Gebäude erhielt.[9] Indes verband sich mit der Translokation zugleich auch, modern formuliert, ein Synergie-Effekt. Denn in den Lehrkörper, der aus Landshut mitgebracht wurde, integrierte man eine große Anzahl von Mitgliedern der in München angesiedelten königlichen Akademie, von Gelehrten also, die ohnehin im Sold des Königreichs standen. Die Vergrößerung der Universität gegenüber ihrem Landshuter Personalbestand erfolgte also teilweise ‚kostenneutral'.[10] Aus eigener Kraft, d.h. aus eigenem Vermögen, war die so neu erschaffene Universität kaum in der Lage, namhafte Berufungen durchzuführen. Bereits 1827 konnte der Philosoph Franz von Baader gegenüber dem Innenminister Eduard von Schenk klagen, dass die Universität, „was die Besoldung und Honorare

[7] Siehe dazu Heinz GOLLWITZER: Ludwig I. von Bayern. Königtum im Vormärz, München 1986, S. 550. Zu Ludwig I. jetzt insgesamt Marita KRAUSS: Ludwig I. von Bayern. Träume und Macht, München 2025.

[8] Siehe zur Kunstförderung Ludwigs I. Hannelore PUTZ: Für Königtum und Kunst. Die Kunstförderung König Ludwig I. von Bayern, München 2013.

[9] Katharina WEIGAND: Der König und seine Universität. Ludwig I. und die Translokation der Ludwig-Maximilians-Universität nach München: Münchner Theologische Zeitschrift 69 (2018), S. 403–406.

[10] GOLLWITZER, Ludwig I. (Anm. 7), S. 550–551.

betrifft, wirklich die schlechteste in Deutschland und ein wahres Armeninstitut ist […].“[11] Immerhin änderte sich der Fokus auf die Universität mit dem Regierungsantritt Maximilians II. im Jahre 1848. Anders als dem auf Pracht bedachten Ludwig I.[12] war es seinem Sohn darum zu tun, wissenschaftlich gegenüber dem vermeintlich oder tatsächlich führenden protestantischen Norden und zumal Preußen mit der Berliner Universität aufzuholen. Unter seiner Ägide werden 1852 der Chemiker Justus Liebig, 1853 der Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl und 1857 der Botaniker Karl Wilhelm Nägeli nach München berufen; 1856 können der Mathematiker Philipp Ludwig Seidel und der Physiker Philipp Joly ein Mathematisch-physikalisches Seminar sowie 1857 der eigens hierfür nach München geholte Historiker Heinrich von Sybel (zusammen mit Carl Adolf von Cornelius) ein Historisches Seminar gründen.[13] Sybel seinerseits zeichnete sodann verantwortlich für die Einrichtung der „Historischen Kommission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften“ und die Begründung der Historischen Zeitschrift.

Doch war das Gedeihen der Wissenschaften an der Universität nicht nur abhängig von jeweiligen Neigungen des Königs. Vielmehr standen zumal die Geisteswissenschaften in einem doppelten Spannungsfeld. Zum einen stellte sich die Frage, ob und wie sie am Projekt der Ausbildung einer ‚bayerischen Identität‘ mitwirken könnten, eine Frage, die sich augenscheinlich Maximilian II. unter dem Eindruck der Ereignisse von 1848 mit größerer Schärfe als zuvor Ludwig I. stellte und die er, gewiss nicht als einzige Maßnahme, mit der Förderung der Geschichtswissenschaft durch Sybel beantworten wollte.[14] Zum anderen stand gerade die Münchner Universität als Hochschule der Residenzstadt eines Staates, der sich als Schutzmacht des Katholizismus in Deutschland verstand,[15] vor dem Problem, ausreichend ‚katholisch‘ sein zu müssen, um sich von der als protestantische Hochschule geltenden Universität Erlangen abzuheben. Dieses Problem stellte sich von 1837 an noch

[11] Zitat nach GOLLWITZER, Ludwig I. (Anm. 7), S. 550.

[12] Dass diese Prachtentfaltung von Ludwig auch dazu gedacht war, durch die neuen Bauten in der Hauptstadt die ‚Kunststadt München‘ zum Identifikationsobjekt zu modellieren, zeigt KRAUSS, Ludwig I. (Anm. 7), S. 295–305.

[13] Siehe hierzu und insbesondere zu Sybel Hans-Michael KÖRNER: Heinrich von Sybel (1817–1895); in: WEIGAND, Münchner Historiker (Anm. 3), S. 79–94.

[14] Dass gerade der Protestant Sybel mit seiner Prägung durch Ranke besonders ungeeignet war, eine zur Identifikation mit dem Königreich einladende bayerische Geschichte zu verfassen, steht auf einem anderen Blatt. Siehe hierzu KÖRNER, Sybel (Anm. 12).

[15] Siehe hierzu GOLLWITZER (Anm. 7), S. 513–536; KRAUSS, Ludwig I. (Anm. 7), S. 384–394.

deutlicher, als Ludwig I. (verstärkt durch seinen Innenminister Karl von Abel) seinen liberalen Kurs zugunsten einer Konfessionalisierung und Rekatholisierung des öffentlichen Lebens aufgab. Dies hatte auch mittelbare Konsequenzen für die Universität, als in der bayerischen Schulpolitik nicht allein die Debatte geführt werden musste, wie an den höheren Schulen, deren Absolvierung zum Studium qualifizierte, ‚Humanismus' und ‚Realismus' (bzw. ‚Philanthropinismus') zu konfigurieren sei:[16] dies bedeutete konkret, wie groß der Anteil des Unterrichts in Griechisch und Latein am Pensum der auf das Gymnasium vorbereitenden vierjährigen Lateinschulen und vierjährigen Gymnasien sein sollte.[17] Die „Ordnung der Lateinschulen und der Gymnasien" (in Kraft gesetzt am 13. 3. 1830) erfüllte zwar nicht die sämtliche Erwartungen, die neuhumanistische Kräfte um Friedrich Thiersch (s. weiter zu ihm unten) in die damit abgelöste Ordnung von 1829 gesetzt hatten,[18] doch waren immerhin, je nach Schul- und Klassenstufe 12 bis 8 Wochenstunden Latein- und sechs Wochenstunden Griechisch-Unterricht vorgesehen, während sich, nicht wesentlich in den Modifizierungen des Lehrplans von 1837, 1854 oder 1862 geändert, Geschichte und Mathematik (oft in Verbindung mit Geographie) mit drei Wochenstunden zufrieden geben mussten. Diese Ordnungen garantierten einen immensen Bedarf an Latein- und Griechisch-Lehrern, und diese Anforderung hatten die Universitäten zu erfüllen — gleichzeitig blockierte dieses Anforderungsprofil wirksam Bestrebungen zu einer „Entlaiung" des Schulwesens, also der Überantwortung der Schulen an die Kirchen, die in den Jahren um 1830 Ludwig umtrieben.[19]

Begonnen sei die Betrachtung der Klassischen Philologie an der Münchner Universität mit einem instruktiven Debakel.[20] Wir schreiben

[16] Siehe hierzu Manfred LANDFESTER: Humanismus und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, Darmstadt 1988; ferner Bas VAN BOMMEL: Classical Humanism and the Challenge of Modernity. Debates on Classical Education in 19th Century Germany, Berlin/Boston 2015.

[17] Erst 1864 wurde in Bayern auch der Schultyp des Realgymnasiums eingeführt, der unter Verzicht auf Griechisch und bei reduziertem Lateinpensum stärker auf Mathematik und die naturwissenschaftlichen Fächer ausgerichtet war.

[18] Die wortmächtige Klage, die Friedrich Thiersch in seinem Pamphlet: Geschichte des bayerischen Schulplans von 1829 und seiner Revision im Jahre 1830 (publiziert als Beilage zu: Über gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern, Bd. 3, 2. Aufl. Stuttgart/Tübingen 1831, mit separater Paginierung) erhob, mutet vor diesem Hintergrund merkwürdig an.

[19] Siehe dazu GOLLWITZER, Ludwig I. (Anm. 7), S. 548–549.

[20] Wo nicht anders vermerkt, sind die Daten und Sachinformationen zu diesem Debakel entnommen Leonhard SPENGEL, Das philologische Seminarium in München und die Ultramontanen, München 1854, bzw. DERS., Das philologische Seminarium in

das Jahr 1853. Im November dieses Jahres hat — im Gefolge des nun zentralisierten Unterrichtswesens — zum wiederholten Mal der sog. allgemeine Philologen-Concurs stattgefunden. In München kamen die Kandidaten der drei bayerischen Landesuniversitäten — München, Erlangen und Würzburg — zusammen und wurden in den beiden alten Sprachen geprüft. Über die Ergebnisse berichtete am 28. Dezember 1853 — in der Beilage Nr. 293 — die Augsburger Postzeitung. Dort heißt es:

> […] Diese neue Einrichtung hat den Vortheil, daß man durch sie in den Stand gesetzt ist, die Kräfte und die Methode der an den drei bayerischen Universitäten bestehenden philologischen Seminarien schätzen zu lernen, und man muß gestehen, dass der Vergleich entschieden zu Gunsten des Seminars in Erlangen ausfällt. Dies beweist das numerische Verhältnis der Candidaten, die im Concurs die erste Note erhalten haben. Es sind nämlich 17, und unter diesen 12 Protestanten und nur 5 Katholiken. […] Die Candidaten des Erlanger Seminars waren die tüchtigsten, minder gut waren die Würzburger; dagegen die schwächsten lieferte das hiesige Seminar. Worin liegt nun wohl die Ursache?[21]

In der Tat, ein schwarzer Tag für die Münchner Klassische Philologie. Die Augsburger Postzeitung (die eine konservativ-katholische Ausrichtung hatte[22]) fährt zudem in Folgenden fort, selbst die Frage nach der Ursache zu beantworten. Grund sei, ich fasse zusammen, eine besonders kleingeistige Ausbildung, die zu sehr auf die Grammatik setzt, für die die Direktoren dieses Seminars, die Ordinarien Friedrich von Thiersch, Carl (später, seit 1872, sogar: Ritter von) Prantl und Leonhard Spengel die Verantwortung trügen. Hinter den Kulissen wurde sogar geraunt, dass bereits unter der früheren Regierung ein förmlicher Antrag an die Regierung gestellt worden sei, dass Seminar in München solle aufgehoben werden; ein Antrag, der in letzter Minute am Einspruch des philhellenischen Königs Ludwig I. gescheitert sei.[23]

Wenn man die konfessionellen Gesichts- und Angriffspunkte (die der Postzeitung nahelagen) beiseitelässt und dementsprechend keine natur- oder gottgegebene philologische Überlegenheit des Protestanten über

München und die Ultramontanen, Fortsetzung. Antwort auf die Erwiderung der Gegner, München 1854.

[21] Zitiert nach SPENGEL, Philologisches Seminarium I (Anm. 20), S. 11.

[22] Insofern konnte sich Spengels Polemik (s. Anm. 20) gegen die Berichterstattung auch dezidiert mit den ‚Ultramontanen' auseinandersetzen.

[23] SPENGEL, Philologisches Seminarium I (Anm. 20), p. III.

den Katholiken[24] annehmen will, sind die Akteure (weniger die Strukturen, die sich an den königlich bayerischen Universitäten nicht signifikant unterschieden) genauer zu betrachten:

Die Ludwig-Maximilians-Universität verfügte bei ihrer Ansiedlung in München über zwei Ordinariate für Klassische Philologie. Den sog. ersten Lehrstuhl hatte Friedrich (von) Thiersch[25] inne, geboren 1784 in Kursachsen als Sohn eines begüterten Bauern, Zögling der berühmten Fürstenschule Pforta bei Naumburg, dann zunächst Student der Theologie in Leipzig, aber bald der Philologie unter dem Eindruck von Gottfried Hermann, dem damals sprachmächtigsten Gräzisten im deutschen Sprachraum. Thiersch hörte aber auch Friedrich August Wolf[26] in Halle und Christian Gottlob Heyne in Göttingen,[27] durch dessen Vermittlung er nach dem kirchlichen Examen 1807 am Göttinger Gymnasium eine erste Anstellung erhielt. Aus dem ihm dort obliegenden Griechisch-Unterricht heraus entwickelte er ein Büchlein mit dem Titel „Tabellen, enthaltend eine Methode, das griechische Paradigma einfacher und gründlicher zu lernen“ (1808); in Göttingen konnte er sich zudem ebenfalls 1808 mit einer Arbeit über Platons Symposion habilitieren.[28] Angesichts der geringen Spielräume, die die Universität Göttingen im Königreich Westphalen erhielt, war es für Thiersch 1809 durchaus verlockend, einem Ruf als „Gymnasialprofessor“ nach München zu folgen. In München gelang es ihm, rasch Fuß zu fassen, er wurde Lehrer der fünf Töchter des Königs Maximilian I. (Max Joseph), trat als Prediger in der protestantischen Hofkapelle öffentlich in Erscheinung, machte sich als „Nordlicht“[29] und Protestant in katholisch-altbairischen

[24] Es ist übrigens durchaus der historischen Korrektheit geschuldet, nicht etwa der Grammatik, wenn in diesem Beitrag fast nur maskuline Formen von Berufsbezeichnungen verwendet sind.

[25] Hans-Martin KIRCHNER: Friedrich Thiersch. Ein liberaler Kulturpolitiker und Philhellene in Bayern, München 1996.

[26] Wolf hatte 1805 und 1807 Rufe an die Bayerische Akademie erhalten, diese jedoch abgelehnt. Hierzu PFEIFFER: Klassische Philologen (Anm. 6), S. 113–114.

[27] Zu Heyne s. Martin VÖHLER: Christian Gottlob Heyne und das Studium des Altertums in Deutschland; in: Glenn W. MOST (Hrsg.): Disciplining Classics — Altertumswissenschaft als Beruf (= Aporemata, 6), Göttingen 2002, S. 39–54; Heinz-Günther NESSELRATH / Balbina BÄBLER (Hrsg.): Christian Gottlob Heyne. Werk und Leistung nach zweihundert Jahren (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 32), Berlin/New York 2014.

[28] Siehe hierzu Constanze GÜTHENKE: Feeling and Classical Philology. Knowing Antiquity in German Scholarship, 1770–1920, Cambridge 2020, S. 97–99.

[29] Thiersch reflektierte die Vorbehalte gegenüber ‚den‘ Norddeutschen‘ in einem kleinen Pamphlet, das wohl wenig geeignet war, diese Vorbehalte zu beseitigen: Friedrich THIERSCH: Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen

Kreisen unbeliebt (so unbeliebt, dass man sogar ein Attentat auf ihn 1811 darauf zurückführte). 1810 übernahm Thiersch als Nachfolger von Friedrich Jacobs, der unter dem Eindruck der Anfeindungen nach Gotha wechselte[30], dessen Position als Lehrer für Alte Sprachen am Münchner Lyzeum, eine Position, die er dadurch ausbauen konnte, dass er bereits 1812 diese Aufgabe durch Gründung eines eigenen philologischen Seminars gleichsam institutionell professionalisierte. Erkennbar ist — dies sei im Vorgriff auf die weiteren Ausführungen vorangestellt — Thierschs Engagement für die altphilologische Lehrerbildung, die, wie oben ausgeführt, in sämtlichen Etappen der Schulreformen im Königreich Bayern einen Eckstein für die Lehrpläne von Lateinschulen und Gymnasien darstellte. Angesichts des hohen Stundendeputats in Latein und Griechisch waren die Lehrer dieser Fächer entscheidend für das Gelingen des höheren Unterrichts im Königreich. Thierschs Konzept sah vor, Bildung an den alten Sprachen und durch die alten Sprachen zu vermitteln, grenzte sich damit energisch von dem preußischen Entwurf ab, der auf Vielseitigkeit zielte und etwa Geschichte, deutsche Literatur und Naturwissenschaft als Fächer für sich akzeptierte — bei Thiersch wurden die Gegenstände dieser Fächer, wohl in der Tradition der sächsischen Fürstenschulen[31], durch den Altsprachen-Unterricht behandelt im Sinne einer Konzentration und ‚Einheit' der gymnasialen Lehre.

Thierschs philologisches Seminar wurde — mit Thiersch als Ordinarius — 1826 in die aus Landshut nach München transferierte Universität integriert. Aus Landshut war der zweite Ordinarius nach München mitgekommen, Friedrich Ast. Ast, 1778 in Gotha geboren und wie Thiersch Protestant, hatte zunächst Theologie in Jena studiert, war dann zur Philosophie und Philologie gewechselt. Seit 1805 lehrte er in Landshut Ästhetik (und klassische Philologie, 1807 kam sogar die Universalgeschichte hinzu). Diese Verbindung von Philosophie und Philologie bildete auch sein wissenschaftliches Profil: So war er von 1808 bis 1810 Herausgeber der Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, und nicht überraschend bildete Platon ein Zentrum seiner Arbeiten: er übersetzte in neun Bänden alle Platonischen Dialoge ins Lateinische, hinzu kamen ein Buch, in dem Ast die Nachrichten über Platons Leben

Nord- und Süddeutschland: Ein Beytrag zur Kenntniss der neuesten Äusserungen des Zeitgeistes, München 1809.

[30] Näheres zu Jacobs und seinen Gründen, München wieder zu verlassen, bei PFEIFFER, Klassische Philologen (Anm. 6), S. 116.

[31] Friedrich PAULSEN: Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, 3., erweiterte Aufl., hrsg. und mit einem Anhang fortgesetzt von Rudolf LEHMANN, Bd. 2, Berlin/Leipzig 1921, S. 415.

mit der Frage verband, welche seiner Schriften echt, welche unecht sind,[32] sowie das immer noch wichtige „Lexicon Platonicum sive vocum Platonicarum index“ (3 Bände, Leipzig 1835–1839). Der Begriff des ‚hermeneutischen Zirkels‘ wurde offenbar zuerst von ihm geprägt.[33]

Ast war das wissenschaftliche Schwergewicht im neuen Seminar, Thiersch fiel in dieser Hinsicht ab[34] — von ihm muss sein Schüler Leonhard Spengel im Nachruf feststellen: „seine streng philologische Thätigkeit fällt in die Jahre 1810 bis 1826.“[35] Und auch über diese Arbeiten kann man — im Gegensatz zu Asts Produktion — anmerken, dass die Zeit sanft über sie hinweggegangen ist. Es ist kein Werk darunter, dass in irgendeiner Hinsicht einen Referenzpunkt oder gar einen theoretisch-methodischen Impuls für die Entwicklung der Klassischen Philologie gesetzt hat. Allerdings hatte auch Asts Wirken in München kaum Effekte. Karl Halm, selbst Student bei Thiersch und Ast, später Professor für Klassische Philologie an der LMU und Direktor der Staatsbibliothek, schrieb 1875 in der Allgemeinen Deutschen Biographie den Artikel zu Ast. Dort heißt es: „Als Lehrer war Ast geistreich und anregend, um jedoch einen tüchtigen Nachwuchs jüngerer Philologen heranzuziehen, war er etwas zu bequem […].“

Ast starb 1841, Thiersch 1860: Von einer kontinuierlichen akademischen Lehrtätigkeit am Seminar konnte freilich bei Thiersch nicht die Rede sein. Er politisierte in und um Griechenland und machte Schulpolitik, er gestaltete Lehrpläne und visitierte Schulen, nicht nur in Bayern.[36] Hieraus resultierten auch seine vielleicht wichtigsten Werke:

[32] Platon’s Leben und Schriften. Ein Versuch, im Leben wie in den Schriften des Platon das Wahre und Aechte vom Erdichteten und Untergeschobenen zu scheiden, und die Zeitfolge ächten Gespräche zu bestimmen (Leipzig 1816).

[33] Siehe dazu Hellmut FLASHAR: Die methodisch-hermeneutischen Ansätze von Friedrich August Wolf und Friedrich Ast — Traditionelle und neue Begründungen; in: Hellmut FLASHAR / Karlfried GRÜNDER u.a. (Hrsg.): Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften, Göttingen 1979, S. 21–31. Eine wichtige Rolle für Ast spielte augenscheinlich Friedrich Schlegel, dem Ast in Jena nahegetreten war: s. dazu PFEIFFER, Klassische Philologen (Anm. 6), S. 118.

[34] Milde, aber deutlich PFEIFFER, Klassische Philologen (Anm. 6), S. 117: „zum Forscher im strengen Sinn war er nicht geboren“.

[35] Leonhard SPENGEL / Friedrich von THIERSCH: 23. Jahresbericht des histor. Vereins von Oberbayern, 1861, S. 124–187, Zitat 126.

[36] Seine Abwesenheitszeiten von München als Professor der Universität lassen sich leicht dem Thiersch-Artikel von August BAUMEISTER in der ADB entnehmen: 1831–1832 war er in Griechenland, von 1833 bis 1836 unternahm er lange Inspektionsreisen, die ihn auch nach Holland, Belgien und Frankreich führten; 1845 war er in Unteritalien und Sizilien, 1852 neuerlich in Griechenland.

„Über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern“ (3 Bände, 1826–1829) sowie „Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien“ (3 Bände, 1838). Dieses Werk versuchte, die Defizite des bayrischen höheren Schulwesens transparent zu machen (d.h. insbesondere den Widerstand der Katholiken und der sog. Realisten; gemessen wurde indirekt an den Erfahrungen, die Thiersch selbst als Schüler in Schulpforte gesammelt hatte) und zugleich auch die Defizite, die das mögliche Konkurrenz-Produkt, das preußische Schulwesen, aufwies, herauszustellen.[37] Es ist sicherlich angemessen, in Thierschs Werken ein humanistisches Anliegen und eine humanistische Programmatik ausformuliert zu sehen. Doch für die Klassische Philologie als Wissenschaft geben sie nichts her. Die großen methodischen Fragen, die ich eingangs angedeutet habe, etwa der Konflikt zwischen Text- und Sachphilologie, wie er sich im sog. Eumeniden-Streit zwischen Gottfried Hermann (Leipzig) und Karl Ottfried Müller (Göttingen) 1833 artikulierte[38], die Textherstellung durch die nach Karl Lachmann (Berlin) benannte Methode[39], Debatten um die antike Religion und die Rolle des Mythos oder der Mythologie (Creuzer in Heidelberg oder Welcker[40] in Bonn), die Erschließung neuen Materials durch Inschriften (Boeckh und später Mommsen in Berlin) oder — von der zweiten Hälfte des 19. Jh. immer bedeutsamer werdend — Papyri, all dies geht in den ersten zwei bis drei Dezennien an München weitgehend spurlos vorüber. Zudem war die Thiersch’sche ‚reine Lehre‘ realitätsresistent: Wenn sie für das Gymnasium gegen die preußische Trias „Allseitigkeit, Aufsicht, Prüfungen“ die aus Sachsen gewonnene Trias „Einheit, Freiheit, Selbsttätigkeit“ für Schüler und Lehrer stellte[41], so gerieten Freiheit und Selbsttätigkeit in Kollision mit dem zentralistischen Ansatz der bayrischen Verwaltungsstrukturen, und hinsichtlich der ‚Einheit‘, d.h. der

[37] Siehe hierzu insgesamt PAULSEN, Geschichte des gelehrten Unterrichts (Anm. 31), Bd. 2, S. 424–428.

[38] Dazu Franco FERRARI: L‘ Eumenidenstreit; in: ASCNP, Class. Lett. III.14 (1984), S. 1173–1184.

[39] Siehe hierzu zuletzt Oliver PRIMAVESI / A.K. BLEULER: Einleitung; in: DIES. (Hrsg.): Lachmanns Erbe. Editionsmethoden in klassischer Philologie und germanistischer Mediävistik, Berlin 2022, S. 11–107, sowie O. PRIMAVESI, A.K. BLEULER: Anhang 1. Lachmanns „Gesetze“ von 1817; in: ebenda, S. 109–125.

[40] Siehe zu ihm William M. CALDER III et al. (Hrsg.); Friedrich Gottlieb Welcker: Werk und Wirkung. Vorträge, gehalten auf der Welcker-Tagung in der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg vom 5.–7. November 1984 (= Hermes. Einzelschriften, H. 49), Stuttgart 1986.

[41] PAULSEN, Geschichte des gelehrten Unterrichts (Anm. 31), Bd. 2, S. 415.

Perspektivierung der Bildungsgegenstände aus und durch den Altsprachen-Unterricht, stellte sich die Frage, ob hierfür geeignete Studierende gewinnbar waren, zumal in Zeiten, in denen auch König Ludwig I. sich vom Thiersch'schen Humanismus abwandte und Universitätsphilologen wie der Erlanger Ordinarius Ludwig (von) Döderlein (1791–1863; übrigens ein Stiefsohn Friedrich Niethammers, selbst Zögling von Schulpforte und 1810–11 ausgebildet an Thierschs Lyzeum) davor warnten, Philologie (wenn nicht in Verbindung mit Theologie) zu studieren.[42]

Thiersch selbst verbreitete angesichts dieser Probleme zunehmend Pessimismus und sah (unter Philologen nicht unüblich) die Welt auf eine intellektuelle Katastrophe zusteuern: „Eine Barbarei, wenig verhüllt durch die hohlste Abstraktion einer bodenlosen und trostlosen Weisheit des Tages und schwanger mit dem doppelten Despotismus der Gewalt und der Unwissenheit steht an der Türe […]." So bereits 1831, und später: „Wir leben unter einem niedergehenden Geschlecht."[43]

Dies sind also die Gründungskonstellation und die Ausgangslage der an der Münchner Universität institutionalisierten Klassischen Philologie. Die Nachfolge von Friedrich Ast änderte hier zunächst nicht viel: Sein direkter Amtsnachfolger, Friedrich Hocheder (geb. 1783 in Roßdorf/Oberbayern), Katholik, war zuvor Direktor des Ludwigsgymnasiums gewesen. Man kann erwägen, dass er dem Seminar mit sanftem Druck angetragen wurde. Denn König Ludwig hatte ‚sein' Gymnasium 1842 dem Benediktiner-Orden zueignet; Hocheder verlor seine Stelle — und wurde an die Universität versetzt. Er starb jedoch schon 1844, ohne an der LMU Spuren hinterlassen zu können; dessen Nachfolger Ernst von Lasaulx (geb. 1805 in Koblenz, gest. 1861 in München), Katholik, hatte immerhin in Bonn studiert (u.a. bei August Wilhelm Schlegel und Barthold Georg Niebuhr) und hatte — nach ausgedehnten Bibliotheksreisen — zuvor ein Ordinariat an der Univ. Würzburg inne, bevor er 1844 zum Professor für Philologie und Ästhetik nach München berufen wurde. Freilich: ein Philologe war er nicht. Er interessierte sich für Meister Eckart und die christliche Mystik, er publizierte Arbeiten in einer eher spekulativen religionsphilosophischen Ausrichtung, die darauf zielten, eine Konvergenz der paganen und christlichen Ethik zu erweisen. Dies sicherte ihm die Sympathie der ‚Ultramontanen'[44] ebenso wie der Verzicht auf

[42] PAULSEN, Geschichte des gelehrten Unterrichts (Anm. 31), Bd. 2, S. 433.

[43] Nachweise bei PAULSEN, Geschichte des gelehrten Unterrichts (Anm. 31), Bd. 2, S. 433.

[44] Diese Sympathie wird deutlich kenntlich in der Polemik gegen das Seminar 1853, und Spengel gibt sich große Mühe, in seinen beiden Traktaten deutlich nachzuweisen, wie ungeeignet Lasaulx wäre, das Seminar zu leiten. Es ist in diesem Zusammenhang

philologische Kleinarbeit ihm größere Publika zuführte. Die Fokussierung auf den Bereich der Ethik ließ ihn in der Lola-Montez-Affäre eine königskritische Position beziehen. 1847 verlor er deshalb seine Lehrbefugnis. Auch wenn er sie 1849 zurückerhielt, spielte er in der Klassischen Philologie keine Rolle mehr; er zog 1849 — mit einer konservativen Position, die Monarchie und Kirche zu verbinden trachtete — in den bayerischen Landtag ein, war 1856–57 Rektor der LMU — und wurde erst im 20. Jh. als Vorläufer Spenglers wissenschaftlich rezipiert.

Nach diesen beiden aus verschiedenen Gründen wenig erfolgreichen Versuchen, den Lehrstuhl Ast gewichtig zu besetzen, schlug, so kann man vermuten, Thiersch einen anderen Weg ein und griff auf ein erprobtes, allerdings bis dahin nicht hochgeschätztes ‚Eigengewächs' sowie auf ein noch unerprobtes, aber vielversprechendes Talent zurück: auf Leonhard Spengel, 1803 in München geboren, Katholik, und auf Carl Prantl, geboren 1820 in Landsberg am Lech, Katholik. Mit dieser Doppelbesetzung, Spengel als Ordinarius, Prantl, erst 27-jährig zunächst als Extraordinarius, gelang der Coup, philologische Kompetenz und philosophische Tiefe zugleich ans Seminar zu holen.

Mit Leonhard Spengel kehrte ein Philologe von Rang nach München zurück, den man 1841 — rückblickend vorschnell — hatte nach Heidelberg ziehen lassen. Doch der Reihe nach: Spengel hatte in München das sog. Alte Gymnasium, zudem, zunächst noch als Schüler, das Lyzeum besucht. 1823 ging er — mit einem Stipendium — nach Leipzig, wo er Thierschs Lehrer Hermann hörte, 1825 nach Berlin zu August Boeckh und Immanuel Bekker. Aufsehen erregte er dort mit einer Schrift, die einer Preisaufgabe der Berliner philosophischen Fakultät die Lösung brachte, nämlich die Sammlung aller Zeugnisse bzw. Fragmente zur Rhetorik vor Aristoteles. 1828 erschien diese Schrift in Druck unter dem Titel Συναγωγὴ τεχνῶν *sive artium scriptores. Ab initiis usque ad editos Aristotelis de rhetorica libros*. Damit stellte sich Spengel in den Dienst des sich abzeichnenden positivistischen Großprojekts der ‚Ordnung der Archive des Altertums', und seine Sammlung war so vollständig und nützlich, dass sie mehr als 100 Jahre das Referenzwerk zu diesem

bemerkenswert, dass nach Lasaulx' Tod vier seiner Bücher („Über die theologische Grundlage aller philosophischen Systeme" [1856], „Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte" [1856], „Des Sokrates Leben, Lehre und Tod nach den Zeugnissen der Alten dargestellt" [1857]. „Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern" [1858]) wegen gnostischer-pantheisierender Tendenzen von der katholischen Kirche auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt werden konnten.

wichtigen Bereich der griechischen Literatur wie Kultur sein würde.[45] Noch 1826 publizierte Spengel eine gediegene Edition der schwierigen Schrift *De lingua Latina* des römischen Gelehrten Varro. Mit der so dokumentierten Produktivität fand er durchaus Interesse auf dem deutschen akademischen Markt. Die Universität Kiel wollte ihn auf ein Extraordinariat berufen, doch Spengel kehrte im Herbst 1826 nach München zurück, wo er zunächst wiederum am Gymnasium arbeitete, zunächst in Vertretung (für den zum Erzieher der Königskinder bestellten Lehrer, Prof. Erhard), ab 1830 in fester Stellung. Und er nahm Verbindung mit der Universität auf: Am 20. 3. 1827 wurde er zum ersten Doktor der Münchner Universität promoviert[46]; kurz darauf konnte er sich auch habilitieren und wurde zum zweiten Vorstand des Seminars ernannt. Seine Publikationsliste wuchs bis 1841 beständig: 1829 legte er eine Fragment-Ausgabe zum verlorenen römischen Komödiendichter Caecilius vor, 1830 eine Untersuchung zu Varro.[47] Im Jahr 1835 wählte ihn die Münchener Akademie der Wissenschaften zum außerordentlichen, 1841 zum ordentlichen Mitglied der philosophisch-philologischen Classe. Unter der Ägide der Akademie veröffentlichte er von 1836 an gewichtige Abhandlungen zur *Poetik* des Aristoteles, zur *Rhetorik* Philodems, zu Polybius und zu Julius Victor; 1839 folgten ein „Specimen commentariorum in Aristotelis libros de arte rhetorica“ und eine Schrift über die dritte philippische Rede des Demosthenes, 1840 eine Untersuchung über das 7. Buch der *Physik* des Aristoteles. Damit stand Spengel insgesamt unter den Kennern der griechischen Rhetorik — in Theorie und Praxis — in Europa in der ersten Reihe. 1841 erreichte ihn daher, verdientermaßen, ein Ruf auf ein Ordinariat nach Heidelberg. Er wäre in München geblieben, hätte man ihm ein Extraordinariat an der Universität gegeben, doch augenscheinlich war das Ministerium desinteressiert, vielleicht, weil man nicht um den Gesundheitszustand von Ast, der im Dezember 1841 sterben würde, wusste, vielleicht, weil man bereits die Versorgung von Hocheder vor Augen hatte, oder vielleicht, weil man einfach Spengel nicht wollte.

Spengel ging also im Oktober 1841 nach Heidelberg und publizierte dort weiter: 1842 die Ausgaben von spätantiken Aristoteles-Kommentaren: *Alexandri Aphrodisiensis quaestionum naturalium et moralium ad Aristotelis philosophiam illustrandam libri IV* und *Incerti auctoris*

[45] Erst durch die Sammlung der „Artium scriptores. Reste der voraristotelischen Rhetorik“ von Ludwig RADERMACHER (Wien 1951) ist Spengel überholt.

[46] Siehe Wilhelm von CHRIST, Gedächtnisrede auf Leonhard Spengel, München 1881, S. 53 Anm. 4.

[47] C. Caecilii Statii comici poëtae deperditarum fabularum fragmenta (1829); Specimen emendationum Varronianarum (1830).

paraphrasis Aristotelis elenchorum sophisticorum, im selben Jahr eine Studie über das 10. Buch von Aristoteles' *Historia animalium*[48] und 1844 die Ausgabe der *Rhetorik* des Anaximenes. Diese Ausgaben haben immer noch wissenschaftlichen Wert.

Mit Spengels Rückberufung nach München war augenscheinlich ein Philologe von Rang für die LMU gewonnen, der auch mit seinen weiteren Arbeiten dem Seminar Reputation verschaffte: In — jedenfalls für unsere Maßstäbe — rascher Folge legte er gewichtige Abhandlungen, zumeist zu Aristoteles und der Praxis und Tradition der Rhetorik, sowie Editionen vor.[49] Den Abschluss bilden 1875 eine Abhandlung über den Redner Demosthenes und dessen Kranzrede[50] sowie ein eher polemischer Pamphlet: „Aristoteles' Poetik und J. Vahlen's Bearbeitung derselben", ein vehementer Angriff auf die Textherstellung der *Poetik* von Johannes Vahlen und dessen Anspruch, die Überlieferung dieser Schrift geklärt zu haben — hier sah Spengel seine eigenen Arbeiten nicht gebührend anerkannt.

Deutlich ist in Spengels Werk ein Schwerpunkt bei Aristoteles; doch ist dieser Schwerpunkt strenger textphilologisch, weitaus weniger philosophisch bestimmt. Hier setzt die zweite Berufung von 1847 an. Denn mit Carl Prantl war genau derjenige gefunden, der die vormals von Ast vertretene antike Philosophie ins Seminar zurückbringen konnte, zudem aber aus dem Seminar selbst stammte. Denn er hatte von 1837 bis 1841 bei Thiersch und Spengel Philologie studiert, zudem Philosophie bei Andreas Erhard. Promoviert 1841 mit einer Arbeit über Solon konnte er durch Thierschs Vermittlung mit einem Stipendium nach Berlin gehen. Er hörte dort Boeckh, aber noch mehr den bedeutenden Aristoteliker Trendelenburg und weitere Philosophen. So gerüstet habilitierte er sich nach Rückkehr nach München 1843 mit einer Studie über den Aufbau der

[48] De Aristotelis libro decimo historiae animalium et incerto auctore libri *περὶ κόσμου* commentario, Heidelberg 1842.

[49] Den Anfang macht: Ueber die Politik des Aristoteles (1847), es folgten: Ueber die Reihenfolge der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles (1848), Ueber die Rhetorik des Aristoteles (1851); Isokrates und Plato (1855); Ueber die *κάθαρσις τῶν παθημάτων*, ein Beitrag zur Poetik des Aristoteles (1859); Die *Δημηγορίαι* des Demosthenes" (1860); Demosthenes' Vertheidigungsrede gegen Ktesiphon, ein Beitrag zum Verständniß des Redners (1863). Weiterhin wertvoll sind Spengels Editionen aus dieser Zeit: die dreibändige Ausgabe der Rhetores Graeci (1853–1856), Eudemi Rhodii Peripatetici fragmenta (1866), Themistii Paraphrases Aristotelis librorum, quae supersunt" (2 Bände, 1867) sowie die ebenfalls zweibändige Ausgabe: Aristotelis Ars rhetorica cum adnotatione L. S.; accedit vetusta translatio Latina" (1867).

[50] Die Grabschrift auf die bei Chaeronea gefallenen Athener in Demosthenes' Rede über den Kranz (1875).

Schriften des Aristoteles zur Tierkunde und einem Probevortrag über die Physik des Aristoteles. Thiersch — in Bedrängnis durch den angeschlagenen Gesundheitszustands Hocheders (er sollte im Mai 1844 sterben) — sorgte dafür, dass noch im März 1844 dieser junge Privatdozent zum zweiten Vorstand des Seminars ernannt und 1849, nach der Absetzung von Lasaulx, zum Extraordinarius berufen wurde (Prantl hatte 1847 vergebens gehofft, auf den Lehrstuhl seines verstorbenen philosophischen Lehrers Erhard zu gelangen). In dieser Position (und mit dem Auftrag zu ‚Lehrvorträgen der Philologie') erarbeitete sich Prantl in den folgenden Jahren die Stellung eines angesehenen Kenners der antiken Philosophie und insbesondere des Aristoteles, zu dem er mehrere Bücher publizierte.[51] Von 1855 an erschien schließlich sein insgesamt vierbändiges Hauptwerk „Geschichte der Logik im Abendland" (München 1855–70, 4 Bde.; Bd. 2 in 2. Aufl. 1885).

Dies alles ließ ihn zunächst 1859 zum ordentlichen Professor der Philologie aufsteigen und 1864, unter Preisgabe seiner Verpflichtungen für die philologische Ausbildung, zum Ordinarius der Philosophie werden. In dieser Position gab er auch noch kritische Editionen heraus: Aristoteles' *Physik* (1879), *De caelo*, *De generatione et corruptione* (1881) und die drei Pseudo-Aristotelica *De coloribus*, *De audibilibus* und *Physiognomonica* (1881). Es dokumentiert sein Ansehen in der LMU, dass man ihn 1879 zum Rektor wählte.

Mit Spengel und Prantl trat die Philologie der LMU markant in den deutschsprachigen philologischen und philosophiehistorischen Forschungsdiskurs ein. Ihre Editionen und philosophiehistorischen Arbeiten können sich durchaus mit dem messen, was zur gleichen Zeit in Berlin unternommen wurde, mit Forschungsleistungen, die von Immanuel Bekkers Aristoteles-Ausgabe ausgingen und mit Namen wie Trendelenburg und Zeller verbunden werden. Von der Lehrer-Ausbildung, die Thiersch so energisch befördern wollte, hatte man sich damit — in der Forschung — jedoch erheblich entfernt. So scheint das Debakel von 1853 gar nicht so zufällig, wurde es doch verantwortet von einem immer weltfremderen und pessimistischerem Thiersch, einem Philologen Spengel, der in der Hauptsache Texte traktierte, die mit der Schule kaum Berührung haben, und dem Halb-Philosophen Prantl, auch wenn sich Spengel in seinen beiden Widerlegungsschriften nach Kräften bemühte,

[51] 1849 erschien „Aristoteles über die Farben, erläutert durch eine Uebersicht der Farbenlehre der Alten", hierauf folgten „Übersicht der griechisch-römischen Philosophie" (Stuttgart 1854), „Aristoteles: Acht Bücher der Physik" (griechisch und deutsch, Leipzig 1854), „Aristoteles: Vier Bücher über das Himmelsgebäude" (griechisch und deutsch, Leipzig 1857), „Die Philosophie in den Sprichwörtern" (München 1858).

diese Verantwortung auf andere Faktoren zu verlagern. Denn auch bei oberflächlicher Betrachtung der Forschungsschwerpunkte des Seminars fällt auf, dass a) grundsätzlich die kulturhistorische Seite der Antike kaum eine Rolle spielte, und dass b) das Lateinische, sieht man von Spengels Bemühungen um Varro einmal ab, nur am Rande vorkommt.

Ob die folgenden Personalentscheidungen auf diese beiden Defizit-Bereiche explizit reagierten, steht naturgemäß nicht in den Akten. Doch sollte es Zufall sein, dass 1856 mit Karl Halm (geb. 1809 in München, gest. 1882), Katholik, — er wurde zugleich Direktor der Hof- (heute: Staats-)Bibliothek[52] — ein Philologe berufen wurde, der explizites Lehrtalent hatte (er war zuvor Direktor des neugegründeten Max-Gymnasiums) und eine unbestrittene Kennerschaft in Autoren wie Cicero und Tacitus mitbrachte[53], dass ferner mit Wilhelm (von) Christ[54] 1860 auf Thiersch ein Gelehrter folgte, der sich auch auf die Metrik (und damit die Dichtung) verstand und — wie Thiersch 1825 — zum Direktor des Antiquariums werden konnte[55], mit Conrad Bursian, der 1874 auf ein neuerrichtetes Ordinariat berufen wurde, ein Latinist und Archäologe, und schließlich mit Spengels Nachfolger Eduard Wölfflin 1880 ein weiterer veritabler Latinist berufen wurden?

[52] PFEIFFER, Klassische Philologen (Anm. 6), S. 119: „Halm soll erst aus dem Ernennungsdekret zu seiner Überraschung erfahren haben, daß ihm die Staatsregierung aus Geldnot neben dem neuen Lehrstuhl auch die Bibliotheksleitung übertrug."

[53] Siehe zu Halm PFEIFFER, Klassische Philologen (Anm. 6), S. 119–123. Halm steht für immer noch wichtige Editionen wie *Corneli Taciti libri qui supersunt*, 2 Bde. 1. Aufl., Leipzig 1858–59; bis zur 4. Aufl. (1886–1889) zeichnete Halm für diese Ausgabe verantwortlich; *Rhetores Latini Minores*, Leipzig 1863; hinzu kommt eine mehrbändige kommentierte Ausgabe von ausgewählten Cicero-Reden, die in zahlreichen Auflagen bei Weidmann (Berlin) erschien. Schließlich geht auf ihn ein (nicht verwirklichter) Plan für ein umfassendes lateinisches Wörterbuch zurück, auf den man später für den tatsächlich begründeten Thesaurus Linguae Latinae zurückgreifen konnte.

[54] Ausführlich zu Christ Otto CRUSIUS: Wilhelm von Christ. Gedächtnisrede, gehalten in der öffentl. Sitzung der K.B. Akad. d. Wiss., München 1907.

[55] Anders als Thiersch verstand er freilich wenig von Kunst und Archäologie, wie CRUSIUS, Gedächtnisrede (Anm. 54), S. 12, mild anmerkt: „ein ausgesprochener Augenmensch war der junge Textkritiker und Sprachvergleicher gewiß nicht […]." Noch deutlich ist in seinen Erinnerungen Christs Student Ludwig CURTIUS (Deutsche und Antike Welt, Stuttgart 1950, S. 206), der von seinen frustrierenden Erfahrungen mit Christ anlässlich der Vorbereitung einer Prüfung über Pindar, die er bei Christ abzulegen gedachte, mitteilt. Hier eröffnete ihm Christ, Pindar sei kein großer Dichter. Auf Curtius' entsetzten Widerspruch habe Christ entgegnet: „Sie mögen recht haben, von der Dichtkunst verstehe ich nichts."

Besonders eingehen möchte ich hier auf Wilhelm (von) Christ, weil sich an ihm ein Übergang markant zeigt: Wilhelm Christ[56], geboren 1831 in Geisenheim (damals Herzogtum Hessen-Nassau), Katholik, nahm nach dem Gymnasialbesuch im mittelhessischen Hadamar — wo er von Karl Halm, dem späteren Ordinarius an der LMU und Direktor der Hofbibliothek, unterrichtet und für die Klassische Philologie gewonnen wurde — 1850 bei Spengel, Prantl und Thiersch das Studium auf. Wie andere vor ihm ging er anschließend nach Berlin, um dort 1853 über Aristoteles zu promovieren („Studia in Aristotelis libros metaphysicos collata", Diss. Berlin 1853); allerdings hörte er dort neben Trendelenburg auch bei dem revolutionären Indogermanisten Karl Bopp, was ihn in die Lage versetzte, die Klassische Philologie in einem weiteren sprachwissenschaftlichen Kontext zu denken, wie zwei weitere Bücher zeigen: „Grundzüge der griechischen Lautlehre" (Leipzig 1859), sowie Von der Bedeutung der „Sanskritstudien für die griechische Philologie" (München 1860). Er war damit prädestiniert, nach seiner Rückkehr nach München (als Lehrer am Maximiliansgymnasium) die Kompetenz-Lücke zu füllen, die der Tod Thierschs im Seminar bedeutete, und so ist es konsequent, wenn er 1860 zunächst als Extraordinarius an die Universität berufen wurde. Anders als Spengel und Prantl wandte sich Christ zunächst[57] nicht weiter Aristoteles zu, sondern — für München gleichsam eine Erweiterung — legte seinen Schwerpunkt auf die griechische (und lateinische) Poesie, zunächst auf ihre äußere Erscheinungsform, die metrische Gestalt, die er in ihrer Logik zu verstehen versuchte. Seine „Metrik der Griechen und Römer" (Leipzig 1874; 2. Auflage 1879) zeigt die Ergebnisse seiner Forschungen nachdrücklich; dass ein Nachdruck (Gerstenberg, Hildesheim 1972) 100 Jahre später erfolgte, demonstriert, dass das Buch bleibenden Wert hat. Und Christ verwandte seine Erkenntnisse zur Metrik konkret: in einer großen Ausgabe (*editio maior*) des metrisch anspruchsvollsten griechischen Dichters, des Pindar. Bereits 1869 legte er eine erste Pindar-Ausgabe (mit den wichtigeren Fragmenten) in der Bibliotheca Teubneriana (Leipzig) vor, die in zweiter Auflage und zugleich als *editio maior* 1896 erneut erschien. Die formale Dimension dieser Lyrik hat Christ fasziniert, wie sein auf die Ästhetik fixierter Schüler, der nachmals berühmte Archäologe Ludwig Curtius (1874–1954), der in den 90er Jahren in München auch Klassische Philologie

[56] Alle Daten nach Rudolf PFEIFFER: Christ, Wilhelm von; in: Neue Deutsche Biographie 3 (1957), S. 216 [Online-Version]; URL: https://www.deutsche-biographie.de/pnd116507748.html#ndbcontent.

[57] Christ hat, im Rückgriff auf seine Berliner Dissertation später Aristoteles' *Metaphysik* in einer großen Ausgabe (1885, bis 1934 immer wieder nachgedruckt) und die *Poetik* (1878; 1893, 1904 und 1913 nachgedruckt) für Teubner ediert.

studierte, in einer beklemmenden Begegnung erfahren musste (s. oben Anm. 55). Christs Interesse galt stärker den Strukturen, mit einem bemerkenswerten Ergebnis: Auf der Suche nach einer genaueren Kenntnis des Verhältnisses zwischen metrischen Strukturen und dem Wortaktzent gelangte er weit über die griechische Literatur in die byzantinische Poesie hinein und legte sogar eine entsprechende Sammlung christlicher Lyrik vor, die er mit Hilfe eines griechischen Studenten, Matthaios K. Paranikas anfertigte*:* „Anthologia Graeca carminum Christianorum", Leipzig 1871 (die Sammlung hat immer noch Relevanz). Damit öffnete er die traditionelle Gräzistik hin zur Byzantinistik und war damit einer der wichtigsten Vorbereiter der Institutionalisierung dieses Faches an der LMU durch Karl Krumbacher. Hierin findet sich erstmals etwas in der Münchner Philologie, was es in Berlin oder Leipzig nicht gab. Allerdings, so kann man auch feststellen, spiegelte sich diese Art der Modernität nicht direkt im Seminar selbst. Ludwig Curtius gibt in seinen Erinnerungen eine recht interessante Schilderung der Seminar-Bibliothek:

> Jeder Benutzer einer Bibliothek weiß, welch große Hilfe für die Orientierung in ihr und für das Gedächtnis so äußerliche Eigenschaften der Bücher wie ihre Einbände und die Titel auf den Rücken bedeuten. Hier aber sahen alle Bücher gleich aus, waren in den gleichen altmodischen Papieren aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gebunden und trugen auf dem Rücken mit der Hand geschriebene Titel. Auf diese Weise sollten, wie ich später erfuhr, die modernen Werke, vor allem von Wilamowitz in ihrem Aussehen künstlich der älteren Philologie angeglichen, nicht auffallen und den Studenten nicht anziehen. Etwas von moderner Philologie zu erfahren, war bei diesem Betrieb beim besten Willen nicht möglich.[58]

Eine weitere ‚Modernisierung' ergab sich — gegen die eigenen Schwerpunkte und Interessen Christs[59] — aus seiner Rolle als Custos des Antiquariums. Er arbeitete sich in die ihm unvertraute Aufgabe ein; Ausdruck

[58] CURTIUS, Deutsche und antike Welt (Anm. 55), S. 206/7.

[59] Auch hier ist CURTIUS, Deutsche und antike Welt (Anm. 55), S. 203, deutlich:

> [...] der Gräzist W. Christ [...] ein überaus rechtlicher, gütiger und bescheidener Mann [...] Aber er war eine reine Philologennatur aus der Schule Fr. W. Ritschls, der antike Kunst, bildende Kunst überhaupt, ja Kunst schlechtweg gänzlich fremd war. Er hatte vom Ministerium den Posten als leitender Direktor des Antiquariums vor langen Jahren erhalten, um dadurch sein niederes Professorengehalt aufzubessern.

Erst 1896 sollte Christ durch den 1894 nach München berufenen Adolf Furtwängler in seiner Leitungsfunktion abgelöst werden.

dieser Einarbeitung ist ein mit Franz Joseph Lauth verfasstes Büchlein („Führer durch das K. Antiquarium in München", München 1870 — es erlebte mehrere Neuausgaben). Und diese Verbindung mit den Realien führen Christ noch einen Schritt weiter: Er unternahm 1875 eine Reise nach Griechenland und das damals noch griechisch geprägte Kleinasien — eine solche Reise war jedenfalls im Kontext der deutschen Altphilologie etwas Außergewöhnliches — und versuchte, durch eigene topographische Kenntnisse (dies steht natürlich im Zusammenhang mit den Grabungen Schliemanns und den sich daraus ableitenden Folgerungen für die homerischen Epen) in der sog. Troas eine neue Perspektive auf die umstrittene Genese der homerischen Epen zu gewinnen. Er hoffte, durch diese Verbindung mit der Archäologie Gesichtspunkte zu gewinnen, über Lachmann und Hermann hinauszugelangen: die je unterschiedliche Lokalkenntnis in den Gesängen der *Ilias* wollte er zum Hebel machen, bestimmte Gesänge bestimmten Dichtern zuzuweisen.[60] Ähnlichen Nutzen hoffte er aus den Ausgrabungen im Dionysostheater in Athen für die Dramentexte gewinnen zu können. Die Homer-Ausgabe, die Christ 1884[61] vorlegte, war damit auch von einer neuen (freilich nicht wirklich tragfähigen) methodischen Grundlage aus erarbeitet. Damit wird in Christs Arbeit ein Ansatzpunkt deutlich, die Methoden und Materialien der Philologie zu erweitern. Freilich gab es hier für München Grenzen.

Mit Christs Wirken sind die 70er Jahre des 19. Jh. erreicht. Die akademische Welt in Mitteleuropa hatte sich durch den Krieg von 1866 und noch stärker den von 1870–71 gewandelt. Bayern war Teil eines Kleindeutschen Reiches geworden. Mit seinen drei Landesuniversitäten stand es einer deutlichen preußischen Übermacht gegenüber; die Zahl der preußischen Universitäten: Berlin, Halle, Breslau, Bonn, Greifswald und Königsberg hatte sich 1866 um Göttingen und Kiel, und im Gefolge von 1871 durch die mehr oder minder von Preußen dominierte kaiserliche Universität Straßburg vergrößert (hinzu kam noch 1902 Münster). Hinzu kam speziell das erheblich gesunkene Interesse an der Antike nach Ludwig I. Im Gegensatz zu Berlin wurden die archäologischen Sammlungen nicht mehr erweitert, und im Gegensatz zu Berlin gab es wenig Interesse an der Finanzierung eigener archäologischer Grabungen, und im Gegensatz zu Berlin gab es kein Interesse am Ankauf von Papyri aus Ägypten. Die Beteiligung Bayerns am sog. Papyrus-Kartell[62], über das die deutschen Universitäten entsprechende Käufe tätigten und verteilten,

[60] Siehe dazu CRUSIUS, Gedächtnisrede (Anm. 54), S. 26–27.

[61] Homer, *Ilias*, Leipzig 1884.

[62] Siehe hierzu Oliver PRIMAVESI: Zur Geschichte des Deutschen Papyruskartells; in: Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik 114 (1996), S. 173–187.

war eher gering. Die Münchner Philologie (im Gegensatz zur Rechtsgeschichte) bezeugte hier Desinteresse.

Eine weitere Leerstelle — im Vergleich zu Berlin oder Göttingen — war darüber hinaus, dass die Akademie keinerlei Ausgangspunkt für altertumswissenschaftliche Großunternehmungen bildete. Berlin mit den Inschriften-Sammlungen oder der Edition der Aristoteles-Kommentare war hier fast konkurrenzlos. Der von Mommsen inaugurierte Großbetrieb der Altertumswissenschaft: in München fand er nicht statt — oder wenigstens zunächst nicht.

Blickt man auf die auf Christ folgenden Berufungen, d.h. bis zum Ende des 19. Jh. auf den 1874 auf einen neu eingerichteten Lehrstuhl berufenen Conrad Bursian, auf den 1880 als Nachfolger für Spengel berufenen Eduard Wölfflin, sowie — in der Nachfolge des 1883 verstorbenen Bursian — Rudolf Schöll (1883), dessen vorzeitiger Tod 1893 zur Berufung von Iwan von Müller führte, so fällt ins Auge, dass man mit Bursian, Wölfflin und Schöll zum ersten Mal nicht mehr auf bayerische Provenienz, d.h. eine Verbindung der akademischen Vita mit der Münchner Universität, Wert legte. Auch spielte der konfessionelle Gesichtspunkt augenscheinlich keine Rolle mehr: alle drei Gelehrten waren Protestanten. Conrad Bursian (1830–1883) war Sachse und gelangte über Stationen in Tübingen, Zürich und Jena nach München; Wölfflin (1831–1908) kam aus Basel und kam über Zürich und Erlangen an die LMU[63], Schöll (1844–1893) wurde in Weimar geboren, war Privatdozent in Berlin, Ordinarius in Greifswald (dort Vorgänger von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff), dann in Jena und Straßburg. Dies zeigt: man beruft ‚internationaler' als in den ersten Dezennien des 19. Jh., und man beruft keine akademischen Neulinge, sondern Ordinarien. Zugleich wird niemand wegberufen. Mit wenigstens diesen Berufungen und der Vermeidung von Verlusten zeigt München den Anspruch, eine Universität für arrivierte Gelehrte zu sein. Äußerlich auffällig ist dabei, dass man nicht aus Preußen heraus beruft, sondern sich aus Jena, Zürich oder allenfalls Straßburg rekrutieren will. Erst mit Iwan von Müller (1830–1917), gebürtig im oberfränkischen Wunsiedel und herangebildet in Erlangen, dort Ordinarius seit 1864 (übrigens, wie Nietzsche, berufen ohne Promotion), geadelt 1889, gelangte wieder ein (freilich evangelischer) Bayer auf einen philologischen Lehrstuhl an der LMU, indes, wie noch zu zeigen ist, nicht, weil er Bayer war.

Doch ist mit Iwan von Müller bereits vorgegriffen auf die Frage nach dem wissenschaftlichen Profil des Seminars an der LMU. ‚Breit' aufgestellt war man spätestens mit der Berufung von Bursian, auch er

[63] Zu Wölflin PFEIFFER, Klassische Philologen (Anm. 6), S. 123–127.

übrigens Philologe und Archäologe, also Verstärkung und zugleich Ergänzung (Bursian war stärker Latinist[64] als Gräzist) zu Wilhelm von Christ, dem alternden Spengel, Karl Halm an der Hofbibliothek und dem zum Philosophen mutierten Carl Prantl. Aber Bursian brachte etwas mit: ein von ihm 1873 inauguriertes Zeitschriftenprojekt, die nach ihm vereinfacht benannten „Bursians Jahresberichte“, oder ausführlich: „Jahresberichte über die Fortschritte der Klassischen Altertumswissenschaft“. Das war eine neuartige Zeitschrift, die in ausführlichen kritischen ‚Berichten‘ über die neuen Publikationen (so ist wohl „Fortschritte“ zu verstehen) der Klassischen Philologie Mitteilung machte. Die Berichte waren thematisch oder nach Autoren konzipiert, die Zeitschrift erschien von 1873 an jährlich mit einem oder mehreren Berichten bis zum Jahrgang 1944 (publiziert erst 1955), in dem der insgesamt 285. Bericht (über die hellenistische Dichtung/Apollonios Rhodios) veröffentlicht wurde. Von 1879 an fügte Bursian eine Rubrik hinzu, das sog. „Biographisches Jahrbuch für Altertumskunde (Nekrologe)“. Der Band von 1884 würde seinen eigenen Nachruf enthalten. Die Nützlichkeit dieses Projekts war evident, sie sorgte in einer sich verhältnismäßig dynamisch entwickelnden Disziplin für eine effiziente Orientierung über den jeweiligen Forschungsstand.

Hier liegt nun der erste Ansatzpunkt für ein Forschungsprofil, das sich mit München verbinden sollte, allerdings erst gegen Ende des 19. Jh., und über Iwan von Müller. Man kann mit einer gewissen Pointierung behaupten, dass in Berlin durch Mommsen und die Berliner Akademie das positivistische Projekt einer Ordnung der Archive der Vergangenheit im großen Stil betrieben wurde. In Bayern begann man — vielleicht ausgehend von Bursians Jahresberichten — die Ordnung der Forschungsarchive der Gegenwart, übrigens mit einer insgesamt erheblichen Langzeit-Wirkung. Ausgehend vom Verlag C.H. Beck, d.h. dem damaligen Inhaber Oscar Beck (1850–1924), und unter der Ägide von Iwan von Müller entstand das „Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft in systematischer Darstellung“[65], für das insgesamt neun große Abteilungen vorgesehen waren:

[64] Bursian gab heraus*: Iulius Firmicus Maternus De Errore Profanarum Religionum. Accedunt capita quaedam libri X recognitionum Pseudoclementinarum*, Leipzig 1856; sowie: *Marcus Lucius Annaeus Seneca: Oratorum et Rhetorum Sententiae, Divisiones, Colores*, Leipzig 1857.

[65] Siehe hierzu insgesamt Stefan REBENICH: C.H.Beck. 1763–2013. Der kulturwissenschaftliche Verlag und seine Geschichte, München 2013, S. 209–241.

I. Einleitende und Hilfsdisziplinen
II. Griechische und lateinische Sprachwissenschaft
III. Geographie und Geschichte
IV. Griechische und römische Staats-, Kriegs- und Privataltertümer
V. Geschichte der Naturwissenschaften und Philosophie
VI. Archäologie und Kunst
VII. Griechische Literaturgeschichte
VIII. Lateinische Literaturgeschichte
IX. Byzantinistik und Mittelalter.

Hierbei war *a limine* eine gesamt-bayerische Beteiligung geplant, wie die ersten erscheinenden Bände zeigten: Der Herausgeber lehrte in Erlangen, wichtige Bände sollten von Münchner Gelehrten verfasst werden und aus Würzburg steuerten bei Ludwig von Urlichs den systematisch eröffnenden Band I (der umständliche Titel zeigt den Reichtum der Perspektiven): „Einleitende und Hilfsdisziplinen. A. Grundlegung und Geschichte der Philologie; B. Hermeneutik und Kritik; C. Palaeographie; D. E. Epigraphik; F. Chronologie; G. Metrologie“, 1886; ferner (ebenfalls aus Würzburg) Martin Schanz: „Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian.“ Bd. 8,1. „Die römische Litteratur in der Zeit der Republik“, 1890.

Auch München war vertreten durch Wilhelm von Christ, der eine große, zunächst einbändige griechische Literaturgeschichte verfasste: „Geschichte der griechischen Litteratur bis auf die Zeit Justinians“, 1889 (diese erlebte in der Folgezeit drei weitere Auflagen: 2., vermehrte Auflage: „Geschichte der griechischen Litteratur“ 1890; 3., vermehrte und verbesserte Auflage 1898; 4. revidierte Auflage, mit Anhang von 43 Porträtdarstellungen nach Auswahl von Adolf Furtwängler und Johannes Sieveking 1905). Eine Art von *Off-spin* hierzu war von Beginn an die Darstellung der byzantinischen Literatur, die als Anhang von Karl Krumbacher (1856–1909) verfasst werden sollte[66], einem Zögling des Münchner Seminars, der sich 1884 in München für das freilich bis dahin gar nicht existente Fach ‚Mittel- und Neugriechische Philologie‘ habilitiert hatte. Dieser Anhang wuchs sich unter Krumbachers Händen aus und wurde in zwei massiven Bänden schließlich als eigenständiges Werk (IX.1) publiziert: „Geschichte der byzantinischen Litteratur von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches (527–1453)“, 1891. Diese große

[66] Siehe zu ihm Peter SCHREINER / Ernst VOGT (Hrsg.): Karl Krumbacher. Leben und Werk, München 2011.

Geschichte der byzantinischen Literatur (1897 in zweiter Auflage nochmals erweitert) bildete zugleich den Nachweis, dass die Byzantinistik ein veritables eigenes Universitätsfach sein kann. Die Errichtung eines Ordinariats für Krumbacher 1897 (und damit auch eines entsprechenden Seminars an der LMU) stellte einen bemerkenswerten Fach-Zugewinn dar, den weder Berlin noch Leipzig noch Wien vorweisen konnten.

Eine ähnliche Konstellation führte in der lateinischen Philologie zum Mittellatein; auch hier machte das Handbuch auf den Bereich, die lateinische Literatur des Mittelalters, nachdrücklich aufmerksam, und auch hier stand mit Ludwig Traube (geb. 1861 in Berlin, gest. 1907 in München) prinzipiell ein Münchner Privatdozent (seit 1888, mit einer Habilitation zur Rhythmik in der lat. karolingischen Dichtung) zur Verfügung, der die entsprechende Darstellung hätte liefern sollen — es aber nicht tat (so verzögerte sich auch die Errichtung des ersten deutschen Lehrstuhls für mittellateinische Philologie an der LMU bis 1904).

Erkennbar also erwächst aus dieser Ordnung der Archive der Gegenwart an der LMU eine Ausdifferenzierung der Klassischen Philologie, die sich auch institutionell niederschlägt und — im Rahmen des späten 19. Jh. — einen Fortschritt in der Wissenschaftsorganisation in Deutschland bedeutet.

Ein weiteres großes Ordnungsprojekt verbindet sich mit dem Namen Eduard Wölfflin. In Göttingen promoviert, Gymnasiallehrer in Winterthur, Privatdozent, später Professor und Ordinarius in Zürich, 1875 nach Erlangen berufen und seit 1880 in München brachte er eine sprachwissenschaftliche Orientierung in der Latinistik in das Seminar ein. 1884 begründete er in München eine Spezialzeitschrift, das „Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik“, die bis Bd. 15 (1908) erschien und von Bd. 1 bis Bd. 10 einen programmatischen Untertitel trug: „Als Vorarbeit zu einem Thesaurus linguae latinae“. Ab Bd. 11 lautete der Untertitel: „Als Ergänzung zu dem Thesaurus linguae latinae“. Und in der Tat: Es gelang Wölfflin in Etappen[67] von 1883 an, in Verbindung mit dem Göttinger Latinisten Friedrich Leo und dem Bonner Latinisten Franz Bücheler, diesen ‚Thesaurus linguae Latinae‘ unter den

[67] Siehe zur Genese des Thesaurus Georg DITTMANN: Wölfflin und der Thesaurus Linguae Latinae; in: DERS.: Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Gustav MEYER, Leipzig 1933, S. 336–344; Theodor BÖGEL: Thesaurus-Geschichten. Beiträge zu einer Historia Thesauri linguae Latinae. Mit einem Anhang: Personenverzeichnis 1893–1995. Herausgegeben von Dietfried KRÖMER und Manfred FLIEGER, Stuttgart/Leipzig 1996; Dietfried KRÖMER (Hrsg.): Wie die Blätter am Baum, so wechseln die Wörter. 100 Jahre Thesaurus linguae Latinae. Vorträge der Veranstaltungen am 29. und 30. Januar 1994 in München, Stuttgart/Leipzig 1995.

Auspizien der deutschsprachigen Akademien als veritables Großunternehmen ins Leben zu rufen (zunächst mit zwei Arbeitsstätten: Göttingen und München, dann seit 1898, für die eigentliche Ausarbeitung des Thesaurus, nur in München). Damit hatte nun auch das Seminar und die Münchner Philologie teil am Großbetrieb der Wissenschaft.[68]

Man kann die Geschichte, die ich zu skizzieren versucht habe, die von Thiersch und dem Lyzeum zu Christ, Iwan von Müller und Wölfflin führt, als Geschichte einer Professionalisierung von Philologie verstehen; als Geschichte, die vom Lehrerseminar zur Großforschung führt, aber auch als Geschichte, die vom Neu-Humanismus (der auf das Griechische fixiert ist) in eine positivistische Material- und Methodendisziplin gelangt, begreifen. Mit Blick auf ihre Akteure zeigt sie in der Hauptsache Buchtitel und mühevolle philologische Schreibtischarbeit. Am Ende des 19. Jahrhunderts hat sich damit die Münchner Philologie — nachträglich — einen bedeutenden Platz in der deutschsprachigen Wissenschaftslandschaft erworben.[69]

Martin Hose
Ludwig-Maximilians-Universität München / Universität Bern
M.Hose@klassphil.uni-muenchen.de

[68] Dieser Punkt bedeutet in der wissenschaftlichen Entwicklung des Münchner Seminars eine Art von Zäsur, die bedeutsamer erscheint als die ‚weltpolitische' Zäsuren 1914 bzw. 1918 (Sturz der Monarchie).

[69] Für Hinweise und Kritik danke ich herzlich meinem Mitarbeiter Paul Sommer-Weisel sowie den anonymen Gutachtern dieser Zeitschrift.